

WWW.TAGESSPIEGEL.DE



URL: <http://www.tagesspiegel.de/zeitung/Sonntag-Sonntag-Berlin-Polizei;art2566,2781681>

Die Geschichte

Wir müssen reden

Auf den Straßen eskaliert die Gewalt zwischen Polizisten und Demonstranten – da entwickelt der Berliner Polizeipräsident 1969 eine revolutionäre Idee: das Diskussionskommando. Einige Beamte erinnern sich.



1969: Polizisten des Kommandos im Gespräch mit Studenten. Foto: Ullstein/Schütt
Von Pieke Biermann
26.4.2009 0:11 Uhr

Letztes Jahr durften sich „die 68er“ noch einmal auf die Schulter klopfen. Selbstkritisch oder unbelehrbar, jedenfalls multimedial. Hehre wie miese Motive der Akteure von damals wurden liebevoll differenzierend analysiert, doch kaum jemandem fiel auf, dass eine Gruppe Akteure von all der Aufmerksamkeit ausgenommen blieb: die Polizei.

Das ist fatal, aber logisch. Wie der erste „Medienkrieg“ in Vietnam waren auch die West-Berliner Straßen- und Campus-Schlachten zwischen der immer militanteren

Außerparlamentarischen Opposition (APO) und der noch immer auf Kommisskopp gebürsteten West-Berliner Polizei ein Kampf um die Bilder. Gewonnen hat ihn die APO: Blutende Demonstranten, Polizisten, die mit grimmer Miene unterm Tschako und geschwungenem Schlagstock sogar auf hochgehobene Kinder losgehen und Wasserwerfer mit machomäßigem Strahl beherrschen die Ikonografie. Die Botschaft sitzt wie ein Stahlkorsett: Demonstranten sind Opfer, Polizisten Täter.

„Es gab ein Riesenfoto im ‚Stern‘“, erinnert sich der Polizeibeamte Detlef Wulff, der damals dabei war, „wo ein Polizist im Wasserwerfer einem harmlos aussehenden Mann eine Pistole vor den Kopf hält.“ Die Geschichte dahinter aber fehlte. „Vorher war eine angespitzte Eisenstange durchs Fenster geflogen, die hatte dem Fahrer die Lunge durchstoßen, der Kollege daneben funkte wie blöd um Hilfe, gleichzeitig rissen Demonstranten die Tür auf und er seine Pistole raus.“ Zur Eigensicherung. Er hat nicht geschossen, nicht mal wirklich gezielt. Die Fotoperspektive habe es so aussehen lassen.

Polizisten als blutende Opfer – wer will das sehen? Sprüche à la „Haut die Bullen platt wie Stullen“ – lustig. Gewalt war geil, damals schon. Und Gewalt braucht immer den enthumanisierten Feind. Die APO-Rhetorik ließ Menschen in Uniform zu „Bullen“, „Schweinen“, „Staatsmacht“ mutieren. Die Ironie, dass ausgerechnet die Weltverbesserer im Namen Marxens die „Verdinglichung“ von Menschen betreiben – ein kapitalismuskritischer Lieblingsbegriff der Epoche –, wird auch nicht dadurch weniger grausam, dass die Polizei ihrerseits von Männern geführt wurde, denen zu Demonstranten nur Menschenverachtendes einfiel, wie zum Beispiel dem Polizeipräsidenten Erich Duensing: „Vorne und hinten dicht machen wie eine Leberwurst, dann reinstechen!“

Viele Uniformierte waren auf Pawlow'scher Hund trainiert: Befehl? Gehorsam! Und zur Belohnung ein bisschen sadistisches Mütchen kühlen! Allzu viele funktionierten so, aber keineswegs alle. Die Polizisten allerdings, die schon damals sogar Vorgesetzten den Schlagstock entrissen oder in den Arm fielen, sind die Keimlinge einer Kulturrevolution:

Eine Polizei demokratisiert sich selbst. Gegen die eigene wehrmachtverseuchte Mentalität und die reaktionäre Trägheit von Beamtenapparat wie Politikern.

Einer dieser anderen ist Detlef Wulff, Jahrgang 1947. Der Kreuzberger Arbeitersohn macht 1966 ein glänzendes Abi, lässt aber das Mündliche sausen aus Wut über seinen Vater, der immer dagegen war, dass er aufs Gymnasium geht, und da hängt auch noch Abraham Lincolns Menschenrechtserklärung an der Wand!

Wulff will Soldat werden, aber in Berlin bleiben will er auch. Also zur Polizei. In West-Berlin muss man damals zuerst in die paramilitärische Bereitschaftspolizei (BePo). Die Alliierten wünschen eine deutsche Einsatzreserve, die ihnen untersteht und bei Mauerscharmützeln vorgeschickt werden kann. Genug alte Wehrmachtsknochen fürs Drillen und Führen sind noch zur Hand. Ausbildung an Maschinengewehr, Granatwerfer, Panzerfaust. Leben in Kasernen. Normale Polizeiarbeit von Knöllchenschreiben bis Verbrechensbekämpfung Fehlanzeige.

„Ich war voll damit identifiziert die ersten Jahre“, sagt Wulff heute lachend. Klar ist er Amerikafan, findet mit Kennedy, dass man „was für sein Land tun muss“. Der Vietnamkrieg? Korrekt, und Protest dagegen kommunistischer Mist. Sein Weltbild gerät ins Wanken, seit im Fernsehen zu sehen ist, „wie die da Teppiche von Napalmbomben legen, wie die Beklopfen!“ So was macht man als Soldat nicht! Und so was wie am 2. Juni 1967 vor der Deutschen Oper macht man auch als Polizist nicht. Man erschießt keinen Demonstranten und man prügelt nicht blind um sich. Er fragt sich immer öfter: „Haben die Kollegen noch alle Tassen im Schrank?“

Der 2. Juni 1967 hat womöglich innerhalb der Polizei mehr unruhigen, querköpfigen Geist befördert als außerhalb. Öffentlich dafür bekannt wird nur ein Mann, der legendäre „Schutzpolizist Nr. 79444“ mit seinem Lautsprecherwagen: Werner Textor, Jahrgang 1920, gebürtiger Lausitzer, ab 1943 Berliner, ab 1948 Polizist. Ab 1967, mittlerweile Ausbilder und Oberkommissar, lockert er als One-Man-Show die aggressive Spannung zumindest bei humorbegabten Demonstranten mit Witz und Selbstironie. Seinetwegen klatschen Touristen im Kranzler Beifall, wenn eine Demo doch per Wasserwerfer aufgelöst wird und er die Wassertemperatur durchsagt und empfiehlt, die Badesachen rauszuholen. Die deutsche Presse feiert den „Sponti von der Gegenseite“, der „den Randalierern die Schau stiehlt“. Die „New York Times“ lobt: „Laughter used as weapon“.

Textor hat sein Mundwerk, kriegsbedingt, beim Kabarettisten Werner Finck gelernt. Er macht daraus Deeskalation avant la lettre: „Entscheidend“, sagt er und schüttelt so lebhaft den Kopf, dass sein Rollstuhl fast ins Schwanken gerät, „ist doch nicht, was bei irgendeiner Demo alles wieder passiert ist, sondern was nicht passiert ist!“ Kollegen überziehen ihn dafür mit Häme, Vorgesetzte mit Anpfeifen über sein „beamtenunwürdiges Auftreten“. Die anderen, die selber mit Demonstranten reden und intern bessere Ausbildung, gar psychologische Schulung anmahnen, sind noch vereinzelt.

Die Gewalt eskaliert weiter. Vietnam-Demo 1967, Blockade am Springerhaus nach dem Attentat auf Rudi Dutschke Ostern 1968, schließlich im November der blutige Höhepunkt, die „Schlacht am Tegeler Weg“. Eva Quistorp, Jahrgang 1945, studiert ab

1965 an der Freien Universität und ist bei fast jeder Demo dabei, außer am Tegeler Weg. „Ich habe mich bewusst dagegen entschieden“, sagt sie. „Ich hatte die Stimmung vorher beim Teach-In im Audimax der FU mitgekriegt, diese triumphalistische mackerhafte Redeweise, die Exzesse und Verletzte möglichst erscheinen ließ!“ Quistorp stammt aus einer Anti-Nazi-Familie, ihr Vater war Pastor der Bekennenden Kirche, sie wohnt im Haus des Berliner Theologen Helmut Gollwitzer. Der bringt nach der Schlacht die Unterscheidung in Gewalt gegen Sachen und Gewalt gegen Menschen ins Spiel, die bis tief ins liberale Bildungsbürgertum hinein als moralische Legitimation für Gewalt gegen Sachen missbraucht wird, und nimmt sie nie mehr zurück. „Ich fand das sophistisch bis opportunistisch“, erinnert sich Quistorp. „Ich hatte mir von ihm mehr christlich-wuchtige Selbstkritik erhofft.“ Dass Gollwitzers Diktum sich auf zynische Weise mit den verdinglichten Polizisten verschmelzen lässt, sie quasi zum Abschuss freigibt, wird ihr damals nicht bewusst. Obwohl sie aus einer gewaltlosen Tradition kommt. „Gewaltfreiheit hatte so einen Ruch von schwach und bieder, es gab dafür damals kein politisches, intellektuelles Milieu.“

Weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Beide sind eingeschworen auf die Kriegslogik von Sieg und Niederlage. Den Rest besorgt die Springer-Presse, die gegenseitige Feindbilder zementiert und zu Hass und Gewalt aufhetzt.

Mitten in das Vakuum politischer Kultur platzt Anfang 1969 ein neuer Polizeipräsident. Klaus Hübner, Jahrgang 1924, Berliner Ex-Wachtmeister und zu dem Zeitpunkt Bundestagsabgeordneter, hat klare Vorstellungen, was eine demokratische Polizei sein könnte, und ein geniales Gespür für die längst vorhandenen Keimlinge.

Als Erstes ersetzt er die Dienstverordnung Nr. 1: „Das Gespräch mit dem Publikum ist aufs Nötigste zu beschränken!“ durch: „Das Gespräch mit dem Bürger ist zu suchen.“ Demokratie lebt vom Miteinanderreden. Dann sucht er selbst das Gespräch mit allen, die Ideen dafür haben, wie man die Gewaltschwelle wieder nach oben kriegt und Polizisten als Menschen erkennbar macht. „Ich habe die Frage auch Schubenz gestellt“, erzählt er. „Was unterscheidet Menschen von Sachen? Und er sagt ein Wort: Sprache.“ Mit Siegfried Schubenz, einem linken FU-Psychologen, streitet Hübner gern, mit ihm entwickelt er dennoch ein Experiment. Werner Textors Soloprogramm liefert die Vorlage. „Ich habe dann kundgetan: Kinder, wir probieren mal was, wir stellen ein Diskussionskommando auf. Dafür gibt's keine Vorschrift. Wer mitmachen will – morgen früh um neun!“

Hübner schickt ein Rundschreiben an die BePo und die Einsatzkommandos. Sechzig Männer melden sich, ein paar gehen gleich wieder. „47 Männekes blieben über, Textor habe ich zum Chef ernannt und das Ganze dann der Presse vorgestellt.“ Prompt sagt jemand: „Ach – die neue Gruppe 47!“ Die alte, die Literaten-Gruppe 47 um Hans Werner Richter, hatte sich kurz vorher aufgelöst. Die ironische Umfunktionierung zündet, fast auf den Tag genau heute vor 40 Jahren.

Peter Fehlberg ist einer der 47. Jahrgang 1943, Sohn eines ukrainischstämmigen Offiziers, der für Canaris gegen die Sowjetunion spionierte, zu den Verschwörern des 20. Juli gehörte und nach der Befreiung aus dem KZ für immer in einem sowjetischen Lager verschwand. Die Mutter kränkelt, also schmeißt Fehlberg das Gymnasium und geht zur BePo. Er hat eine Band und kommt nicht immer pünktlich

abends um elf in die Kaserne. Er würde auch lieber einen Bart und wenigstens ein bisschen längere Haare tragen. Das Reglement verbietet das, ebenso wie jede Sockenfarbe, die nicht grau ist. „Da war's nur logisch, zum Diskussionskommando zu gehen.“ Denn Hübners „Initialzündung“ setzt plötzlich unpolizeiliche Qualitäten frei: „Individuell an Situationen rangehen, improvisieren.“

Die Beamten tragen weiter Uniform, aber offene Jacken, um zu zeigen: Wir sind unbewaffnet. Mit der Mütze unterm Arm gehen sie einzeln mitten hinein in Kundgebungen und Blockade-Pulks, fragen, worum's geht, argumentieren, sind bald besser informiert über Hochschulreform, DiaMat und HistoMat und antikolonialistische Bewegungen als die meisten Rebellierer, rauchen eine mit dem Gegenüber und setzen die Diskussion oft hinterher im „Weißen Mohr“ in Schöneberg oder bei „Hardke“ in der Meinekestraße fort.

Joachim Ciupka stößt etwas später dazu. Er ist Jahrgang 1947, aus dem Wrangelkiez, Feinmechanikerlehre. Als seine polnische Freundin schwanger wird, geht er zur Polizei, um die Familie zu ernähren. Er kriegt von Demonstranten das Nasenbein gebrochen und von eigenen Kollegen den Schlagstock übergezogen, und zwar gezielt. „Dass das so nicht weitergehen kann, war klar. Aber was Polizei vermag, wenn man sie denn lässt, das hab ich erst im Diskussionskommando gelernt“, fasst er heute zusammen. Ciupka streut den neuen Hübner'schen Geist vermutlich am breitesten durch die Behörde. Er macht Abi nach, studiert Jura, wechselt zur Kripo und bildet seit 1996 an der Fachhochschule selbst neue Kommissare aus.

Intern wird die Gruppe 47 angefeindet, verhöhnt als Langhaardackel, Sonntagspolizei, Quasselbullen, IPO für Innerpolizeiliche Opposition, an der Karriere gehindert. Heinz Uth, 1970-1972 dabei, kriegt danach „zehn Jahre lang kein Bein auf die Erde“. Jemand streut 1971 das Gerücht, er habe Ulrike Meinhof beherbergt. Die Staatsanwaltschaft stellt das Verfahren sauber ein, trotzdem will er oft kündigen. „Aber irgendwann beschloss ich: Nein, die müssen dich aushalten!“, sagt er mit einem feinen, maliziösen Lächeln. „Und komischerweise kam ich immer an Stellen, wo neue Ideen gefragt waren.“

Befördern tut er sich selbst, indem er eine neue Stelle erfindet: Er wird der erste „Schwulenbeauftragte“ der Polizei und bekommt das Bundesverdienstkreuz am Bande. Uth, Jahrgang 1936, gelernter Werkzeugmacher und Leistungssportler, liest immer schon „vernünftige Zeitungen und auch Bücher“. Zu seiner Zeit operiert das Diskussionskommando oft auch in Zivil. Die Studentenbewegung wird ruhiger. Terrorismus und unpolitische kriminelle Aktivitäten brauchen neue Einsatzkonzepte. Aus der Gruppe 47 entstehen MEK und SEK, das Mobile und das Spezialeinsatzkommando, und operative Gruppen. Sie alle zehren von dem, was in Hübners Experiment erfunden wurde – bedarfsorientierter Dienst, Eigeninitiative, szenekompatibles Outfit, kritische Analyse jedes Einsatzes und ständiges Lernen. Auch die gesamte moderne Ausrichtung auf Deeskalation und Prävention baut darauf auf.

Bekannt ist das kaum. Aber wie soll es auch, wenn nicht mal die Polizei heute mit diesem Pfund wuchert. Die kleine Kulturrevolution mit den großen zivilisatorischen Folgen ist der 200-seitigen Festschrift „200 Jahre Polizeipräsidium Berlin“ gerade 25 Zeilen wert, Werner Textor, der 1998 ebenfalls das Bundesverdienstkreuz am Bande

bekam, ist nicht mal mit Namen genannt.

Detlef Wulff, 1970/71 dabei, hat die Wut darüber kreativ genutzt. Seit 2007 steht seine Website www.diskkdo-berlin.de im Netz. „Manchmal“, feixt er, „wünscht man sich so'n bisschen bürgerlichen Ungehorsam zurück. Wir haben damals was Spannendes gemacht, und das war ein voller Erfolg!“ In Zahlen: 1968 erlebte West-Berlin pro Tag eine Demonstration, die Hälfte unfriedlich. 1980 waren es dreimal so viele, aber nur noch zwei Prozent unfriedliche. Seit 2005 sind es konstant gut 2000 pro Jahr, und die unfriedlichen kommen über 0,2 Prozent nicht hinaus.

Ob das Ende 2009 auch noch so ist, steht in den Sternen, womöglich denen auf Polizistenschultern.

(Erschienen im gedruckten Tagesspiegel vom 26.04.2009)